



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

daß eine einzige [besser einzelne] Reform unsre ganze Not aus der Welt schaffen werde."

Wir schließen, wie schon bei einer frühern Gelegenheit: es ist möglich, daß die Silbermänner für die Vergangenheit Recht haben, daß die Einführung der Goldwährung in Deutschland und die Einstellung der Silberprägung in Frankreich Fehler gewesen sind. Aber solange der Silberpreis reißend fällt, wäre es Wahnsinn, Silber zum Wertmesser zu machen, weil niemand vorauswissen kann, ob es selbst den vereinigten Gesetzgebungen aller Kulturstaaten gelingen würde, ihn wieder fest zu machen. Jedenfalls haben wir in Deutschland, wo das angebliche Unglück der Goldwährung zwar von Gelehrten bewiesen, aber von keinem Menschen wirklich empfunden wird, nicht die geringste Veranlassung, uns in Abenteuer zu stürzen. Mit England ist es etwas anders, wegen Indien; geht es voran, so können wir ja dann überlegen, ob wir uns beteiligen wollen. Nachdem sich die Beratungen der letzten Silberkonferenz im Sande verlaufen haben, hat die Währungsfrage vorläufig jede praktische Bedeutung verloren.

Junge Bummeler. In unsern Großstädten kommt eine neue Unsitte auf, wohl ausländischen Großstädten nachgeäfft. Dierzehn- bis sechzehnjährige Jungen werden dazu mißbraucht, von früh bis abends in den Straßen herumzubbummeln und an Stangen Reklameschilder herumzutragen. Daß diese armen Jungen nicht das geringste lernen, daß sie bei dieser öden und, wie ihnen bald genug klar wird, ganz zweck- und erfolglosen Nichtsthuerie geistig und sittlich verkommen müssen, liegt auf der Hand. Man sehe nur, wenn sich zwei oder drei solche arme Burschen zusammenfinden, wie entsetzlich sie sich langweilen, man höre, was sie über sich selbst für Bemerkungen machen! Schon nach wenigen Wochen muß ja so ein Junge einen wahren Ekel vor sich haben! Er muß die Jungen beneiden, die die Asphaltstraße kehren, denn die nützen doch der Menschheit etwas! Man wundert sich ja nicht, daß es Geschäftsleute giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, Kinder zu so etwas zu mißbrauchen; wohl aber muß man sich darüber wundern, daß es Eltern giebt, die so unvernünftig sind, ihre Kinder dazu herzugeben. Da das aber leider der Fall ist, so sollten sich die Behörden ins Mittel schlagen und den Unfug nicht dulden. Schlimm genug, daß so viele Kinder unbemerkt zu Grunde gehen; aber gleichsam coram publico sollte man keine zu Grunde gehen lassen.



## Litteratur

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Stuttgart, Cotta

Ein merkwürdiges, ein trauriges Buch, das Gutes wirken, aber auch Unheil anrichten kann. Der Verfasser, der vor etwa Jahresfrist verstorben Dichter des Schauspiels Agnes von Meran (1878 mit dem Schillerpreis gekrönt), nennt sein Leben „unerhört traurig und nahezu verloren,“ die Herausgeberin, seine Schwester, spricht sich in ähnlichem Sinne aus. In der That hat ihm das Glück nur selten gelächelt. Von den ersten Mannesjahren an kränkelnd, hat er beinahe die ganze

Folgezeit in Krankheit, in Armut, oft in Not verbracht; immer mit großen Entwürfen beschäftigt, eine Zeit lang sich zur Einführung einer neuen gereinigten Religion berufen glaubend, rastlos schaffend, mußte er immer und immer wieder seine Hoffnungen scheitern sehen. Aber sein größtes Unglück scheint er doch erst im Alter und auch dann nur zweifelnd erkannt zu haben; nämlich daß ihm neben schönen Gaben ein übermäßiges Selbstgefühl in die Wiege gelegt worden war. „Verloren wohl auch durch eigne Schuld,“ heißt es an der angeführten Stelle weiter, und dann: „Wer weiß, ob ich nicht schon krank war an Größenwahn, als mein Gedanke den ersten Flug wagte!“ Allein von dieser Ahnung, niedergeschrieben 1889, zeigt sich im übrigen kaum eine Spur. Er meint eigentlich keine Jugend gehabt zu haben. Sie mag nicht rosig gewesen sein. Die Eltern waren Schauspieler, die von einer österreichischen Provinzbühne zur andern wanderten; auf einer solchen Reise kam er 1831 in Wien als Siebenmonatskind zur Welt. Zernüchternisse in der Ehe kamen dem Knaben früh zum Bewußtsein, der häufige Ortswechsel wird Erziehung und Unterricht nicht gefördert haben, Hang zur Melancholie und unzugängliches Wesen gesteht er selbst ein. Aber trotzdem und trotz verfrühter, ungestillter Liebessehnsucht weiß er doch von jugendlichen Freuden zu berichten, wie sie dem Alter geziemen. 1844 trat der Vater ein Engagement am Wiener Burgtheater an, in der zufälligen Vaterstadt verlebte der Sohn die stürmischen Jahre, entfaltete, als die Schulen wieder den Geboten Roms gemäß zugeschnitten wurden, dem Studium und entschloß sich, noch nicht neunzehnjährig, ausschließlich der Poesie zu leben! Zuerst in Gemeinschaft mit einem gleichgesinnten Schulfreunde dichtete er unermüdet Dramen und äußerte sich stets empört über den Hochmut der literarischen Größen jener Tage, Hebbel, Palm u. s. w., die in den Arbeiten der jungen Leute noch keine Meisterwerke erkennen wollten. Wieviel hochmütiger sie selbst waren, scheint Nissel auch später nicht eingesehen zu haben. Denn so geht es fort. Er dichtet ohne Unterlaß weiter, und wenn sich die Bühnen oder die Zuschauer ablehnend verhalten, so großt er über Verkennung, Unverstand, Mißgunst. Und noch in dem Vorwort zur Selbstbiographie, dem oben einige Stellen entnommen wurden, heißt es: „Hätte mir das Glück nur ein wenig mehr gelächelt, hätte ich nur etwas mehr freundliches Entgegenkommen gefunden, und hätte nicht Kränklichkeit mein ganzes Leben lang mich gestört und gehindert, wäre meinem Volk und der Menschheit in mir doch wohl ein großer Dichter mehr erstanden.“ Einmal gesteht er in seinem Tagebuche, Arbeit für Zeitungen würde ihm über die fortwährende Geldnot hinweghelfen, aber die könne er nicht leisten. Und besonders charakteristisch ist, was er 1858 nach einem Besuche bei einem Theaterreferenten einträgt: „Woher nimmt er, der einfache Journalist, den Mut, ein liebes Weib an seine Brust zu schließen? Ich — der Dichter, dessen Name schon nicht mehr ganz unbekannt ist, ich finde nicht den Mut. Ich bin eben ein Dichter — und ungewiß ist meine Zukunft. Doch ich will nicht klagen.“

Die Glorifizierung dieser Seite seines Wesens ist es, was ansteckend wirken kann, denn die Neigung zur Selbstverherrlichung, zum vornehmen Herabsehen auf andre Berufe ist unter deutschen Dichtern und Künstlern sehr verbreitet. Ich kann nicht, das heißt nur zu oft: ich mag nicht. Nissels Aufzeichnungen zeigen, daß er sehr gut Prosa schreiben konnte, aber er wollte nicht herabsteigen, er war ja ein Dichter! „Mir sein keine Gewerksleute,“ sagte einmal erboßt ein Dresdner Schriftlithograph, „mir sein Künstler!“ Freiligrath hat allerdings einmal die Gabe der Dichtung als einen Fluch bezeichnet, ist aber zweimal ohne Klage in das Comptoir zurückgekehrt, als er durch das „Dichten“ allein seine Familie nicht er-

halten konnte. Und unsre Größten sind durch Übernahme von Ämtern oder von Arbeiten für den Broterwerb nicht verhindert worden, unsterbliche Werke zu schaffen. Aber heutzutage greift die Vorstellung immer weiter um sich, die Nation sei verpflichtet, jeden Jüngling, der ein Dichter, Maler, Bildhauer u. s. w. werden möchte, reichliche Mittel zur Verfügung zu stellen, seine zukünftigen Werke im voraus zu honoriren. Jakob Grimms goldne Worte über die Schillerstiftung sind wirkungslos verhallt.

Aber nicht allein ein Religionsstifter und großer Dichter ist nach Nissels Meinung in ihm verloren gegangen, auch ein großer Politiker. „Die lebendige Schilderung der Eindrücke, welche die großen politischen Ereignisse auf mich hervorgebracht, dürften nicht ohne alle Bedeutung, nicht ohne jeden Nutzen sein, indem sie das Gemälde des halben Jahrhunderts, das ich geschaut, in eine neue — oder doch ganz ungewöhnliche — Beleuchtung rücken.“ Abermals eine große Selbsttäuschung. Die ungeschminkte Darstellung seiner Erlebnisse und Beobachtungen im Jahre 1848 ist in der That von Interesse, aber seine Beleuchtung nicht weniger als ungewöhnlich: er nimmt dem Staate gegenüber denselben Standpunkt ein wie gegenüber dem Theater, begreift nicht, daß der Politiker mit gegebenen Verhältnissen rechnen muß, ist und bleibt ein unklarer Schwärmer. Man höre! Das bis zu „entmenschter Grausamkeit“ gesteigerte Wüten des Wiener Pöbels in der Nacht vom 13. zum 14. März 1848 regt ihn zu Betrachtungen darüber an, ob es klug sei, solche Exzesse mit aller Strenge zu unterdrücken? Das Gefühl, daß man das nicht thun solle, habe ihm später „beim Studium der großen französischen Revolution das Verständnis dafür sehr erleichtert, warum ihre edeln, doch auch klugen und thatkräftigen Führer den Akten der Gewalt und Grausamkeit, die schon ihren [der Revolution] Anfang besaßen, so überaus ruhig und gelassen zusahen, sie wohl theoretisch tadelten, aber nicht die volle Entrüstung fanden, dagegen energisch einzuschreiten. Sie wollten das Volk nicht durch Strenge eingeschüchtern, weil sie vorausfühlten, daß sie es noch brauchen würden. Und sie haben es gebraucht. Ebenso hätte man es in Wien wohl noch brauchen können u. s. w.“ Das hat er im sechzigsten Lebensjahre geschrieben, den revolutionären Überschwang des Siebzehnjährigen ausdrücklich als politische Weisheit rühmend! Daß die meisten „edeln, doch auch klugen Führer“ unter dem Zauchzen des von ihnen gebrauchten Volkes das Schafott bestiegen haben, kommt nicht in Betracht. Als Freiwillige zu Nadekty's Armee aufbrechen, und man ihnen Sieg wünscht, stimmt Nissel nicht mit ein, denn er wünscht den Sieg den Italienern. Er hat in Galizien Polen und Juden von den ungünstigsten Seiten kennen gelernt, allein sie blieben ihm doch die geknechteten, vergewaltigten Nationalitäten, und Bismarck erhält gelegentlich einen Verweis dafür, daß er das deutsche Schwärmen für uns feindlich gesinnte Völker als politische Kinderkrankheit gestempelt hat u. dgl. m. Diese Partien werden natürlich vom banalen Liberalismus sehr beifällig aufgenommen werden, desto weniger z. B. die Schilderung der Wiener Märztage. „Es war die wunderlichste Revolution, die es jemals gegeben hat. Denn abgesehen von jenem ersten mißglückten Anlauf, das bürgerliche Zeughaus zu nehmen, bestand der sogenannte Kampf im wesentlichen darin, daß unbewaffnetes oder so gut wie unbewaffnetes Volk sich zusammenrottete, Tumult machte, wilde Drohungen ausstieß und zu Thätlichkeiten übergehen zu wollen schien, doch alsbald, vom Militär auseinandergesprengt, sich an andern Punkten wieder sammelte, wieder tumultuirte und vociferirte, um abermals auseinandergejagt, anderswo abermals daselbe Spiel zu erneuern.“ Das stimmt freilich schlecht zu der Legende von dem heldenmüthigen Freiheitskampfe der Wiener.

Auch sonst finden sich charakteristische Beiträge zur innern Geschichte Österreichs, z. B. wie vor der Revolution auf dem Lemberger Gymnasium das Gesetz, den Unterricht in deutscher Sprache zu erteilen, scheinbar befolgt und thatsächlich umgangen wurde (S. 28), welche Verfolgungen und Mißhandlungen ein Knabe in Linz zu erleiden hatte, nur weil er ein Reher war, und wie nachsichtig die Lehrer die Übelthäter behandelten u. a. m.

Daß Nissel eine edel angelegte Natur und voll Streben und Begeisterung war, kann ebenso wenig geleugnet werden, wie die Verkettung mißlicher Verhältnisse in seinem Leben. Aber es schien uns im Interesse andrer nützlich, vor allem „den Irrtum seines Lebens“ zu betonen. Denn es war ja nicht die Folge einer allgemeinen Verschwörung gegen ihn, daß so wenige von seinen, meistens noch der Gattung der nachschillerschen Dramen angehörenden Arbeiten auf die Bretter gelangten, und auch diese wenigen, wie Heinrich der Löwe, Agnes von Meran, die Zauberin am Stein, sich nicht zu halten vermochten, während seine gewiß unbedeutendern, aber geschäftskundigen Rivalen Mosenthal, Weilen und Konforten wenigstens vorübergehende Erfolge erzielten, und daß er lieber darbt und zuletzt von Unterstützungen lebte, als dann und wann von seiner erträumten Höhe herabsteigen wollte. Er schrieb sein Leben, „weil Unglück belehrend ist.“ Möchte das Buch diesen Zweck erfüllen.



## Schwarzes Bret

Wir lachen heute, wenn wir im Leipziger Adreßbuche von 1736 nach den 12 französischen Sprachlehrern, den 2 italienischen und dem einen englischen Sprachlehrer, dem einen Bereiter, den 3 Fechtmeistern und den 11 Tanzmeistern, die Leipzig damals hatte, schließlich noch 5 „Tronchicanten, Obstschneider und Serviettenbrecher“ aufgezählt finden, darunter zwei mit dem Zusatz: geben Lection. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen, sagt mit dem Zusatz: geben Lection. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen, sagt mit dem Zusatz: geben Lection. Vor kurzem ist in Wien ein Buch erschienen: „Die Kunst, Servietten zu falten. Mit 39 Abbildungen und einer Einleitung über das Tafeldecken und Serviren.“ Da wären wir ja glücklich wieder so weit! Ja ja, wir leben in einer aufstrebenden, von hohen Geistesinteressen erfüllten Zeit. Deutsche Männer in bunten Schuhchen, bunten Hemdchen, bunten Schlipschen, bunten Mützchen, Regelbrüderkongresse und — das Serviettenfalten zu einer „Kunst“ ausgebildet! Vernünftiger war man übrigens vor 160 Jahren doch noch: auf zwölf französische Sprachlehrer ein englischer, das war gar nicht so dumm! Heute wird das Verhältnis ungefähr umgekehrt sein, heute heißt es: So ein bißchen Englisch ist doch gar zu schön! Aber die Folgen davon zeigen sich bereits an unsrer Muttersprache. Von allen Dummheiten, die jetzt in unsre Sprache neu eindringen, ist ja die Hälfte dem Englischen nachgeäfft.

Das Juliheft der deutschen Monatschrift „Nord und Süd,“ durch dessen unverlangte Zusendung mir mein Buchhändler eine halbe Stunde verdorben hat, bringt unter der Überschrift „Italienische Skizzen“ die Übersetzung eines Aufsatzes, in dem der Pole Alexander Swientachowski die Eindrücke und Betrachtungen mittheilt, die er seiner Reise in Italien ver-